

Deutschen Rundschau

Nr. 267 Bromberg, den 20. November 1932.

„Ein Tag im Jahr ist den Toten frei"

Trost.

Verloschen alle Kerzen,
Und bliebst du ganz allein,
So werden deine Schmerzen
Doch nicht vergebens sein.
In deine Tiefen dringend,
Bereiten sie dich still
Für Neues, das da kommen
Und dich erwecken will:
Es klingt vielleicht aus Worten,
Es blickt ein Mensch dich an,
Und wieder siehst du Pforten
Erlösend aufgetan.
Du bangst nicht mehr im Schreiten,
Nacht ist voll Sternenlicht;
Du fühlst: wohl kannst du gleiten,
Verlorengehen nicht!

Hedwig Forstreuter.

Totensonntag.

Wenn die letzten fahlen Blätter müde zur Erde fallen, wenn die Natur sich still auf das große, weiße Schweigen vorbereitet, dann feiern wir den Gedenktag an unsere Toten. über dem kleinen Kirchhof schwingt der Nachhall feierlicher Glockenklänge, die Gräber sind mit frischen Blumen geschmückt, und in den hohen, grünen Lebensbäumen singt der Herbstwind sein schwermütiges Lied. Düster heben sich die unzähligen Kreuze vom blassen Herbsthimmel ab und die grauen, verwitterten Gedenksteine, deren Inschriften kaum noch zu lesen sind. Wieviel Arbeit und Streben, wieviel Wünschen und Hoffen, wieviel Leben liegt hier begraben! Alle diese Menschen, die jetzt die große, ewige Stille umfängt, die jetzt ausruhen von den Kämpfen ihrer Tage, gingen einst wie wir ihren Lebensweg durch Freuden und Leiden, bis der Tod ein jähes Halt sprach.

„Mitten wir im Leben sind von dem Tod umfangen . . ." Vielleicht ist für die, die heute noch in namenlosem Leid an den Gräbern ihrer Lieben trauern, schon morgen die Stunde gekommen, in der sie nach urewigem, unfaßbarem Gesetz aus diesem Leben abberufen werden! Es gibt keine größeren Gegensätze als Tod und Leben, und doch sind beide untrennbar miteinander verbunden, ist eins ohne das andere nicht denkbar. Ins Leben treten heißt dem Tod entgegengehen, und Sterben heißt in ein neues Leben, in die Heimat eingehen. „Er ist heimgegangen", sagen wir von einem Toten, und in diesem Wort liegt unser ganzer Ewigkeitsglaube, liegt das Bewußtsein, daß das Leben nichts weiter ist als ein Durchgang, daß die unsterbliche Seele eine Heimat hat, die jenseits alles Irdischen liegt. Die Gräber sind nicht zugefallen, sondern offene Tore, und während wir weinen, lächeln die schon, um die wir klagen. Wir glauben, das Andenken unserer Toten segnen zu müssen, doch wenn das frische Leid vernarbt ist, wenn wir wieder ruhig werden, dann erkennen wir, daß *ihr* Segen uns allezeit nahe ist, daß die innere Verbundenheit mit den Dahingegangenen unlösbar ist, daß die Liebe stärker ist als der Tod.

Ernste Mahnung zur Selbstbesinnung sei uns der Gedenktag an die Toten! Unser Leben währt, an der Weltenuhr gemessen, nur eine flüchtige Sekunde. Es gilt, die kurze Frist, die uns zum Wirken und Schaffen gegeben ist, nicht unnütz verstreichen zu lassen, damit wir einst, wenn unser letztes Stündlein gekommen ist, nicht zu sagen brauchen: wir haben umsonst gelebt! Die tiefe Verbundenheit mit den Toten, die wir lieben, wollen wir im Herzen bewahren, unsere Kraft aber gilt den Lebenden! Wenn wir an diesem Tage stiller Einkehr und Selbstbesinnung neuen Lebensmut schöpfen und neuen Trost gewinnen, so ist der Sinn des Totensonntags erfüllt. Wie unendlich kostbaren Samen übergeben wir unsere Toten dem Gottesacker und hoffen, daß sie einst zu einem neuen Leben auferstehen.

„Ausgesät nur, ausgesät
wurden alle die, die starben;
Wind und Regenzeit vergeht,
und es kommt ein Tag der Garben."

Witwenleid.

Von Gisela Dahlen.

Menschen schreiten durch den dunklen Herbsttag. Über ihnen allen liegt lastend die Trauer des Totensonntags, sie alle zieht die Stimmung des trüben Tages, die von Sterben und Vergehen redet, in ihren Bann. Frauengestalten gehen dahin im langen Zuge derer, die heute hinauswandern auf die Friedhöfe, um liebe, teure Gräber zu schmücken — Frauengestalten, hinter denen der leichte schwarze Schleier weht, der von Einsamkeit und Witwenleid spricht. Und die Witwenhaube rahmt ein Gesicht, aus dem große, schmerzerfüllte Augen in leere Fernen blicken.

Tag der Trauer — Tag der Schwere! Doppelt schwer für alle, die heute zum ersten Male den Totensonntagsgang zu einem noch frischen Grabe antreten. Einsamkeit zieht um

Die Zeit wird kommen, Andres, wo sie auch uns in Leinen wickeln und in einen Sarg legen. Laß uns tun, lieber Junge, was wir dann gerne möchten getan haben und unser Vertrauen auf Gott setzen!

Matthias Claudius.

die Frauen ihre Kreise, die den Gatten verloren, Einsamkeit, die nicht einmal durch liebe, vertraute Gesichter von Kindern oder Geschwistern durchbrochen werden kann. Jäh zerrissene Lebensgemeinschaft hat hier Wunden geschlagen, die nicht heilen werden in absehbarer Zeit, die vielleicht erst in Jahren leicht vernarben, um doch weiterzubrennen ein Leben lang.

Verschiedenartig ist der Anblick der schwarzgekleideten Frauengestalten, die über die schmalen Wege des Friedhofs schreiten. Müde, schwer und schleppend ist der Schritt der Einen, die zerbrochen wurden von dem Schlag des Schicksals. Oftmals gestützt auf den jungen starken Arm der Kinder, gehen sie dahin, Bild eines zerstörten Lebens, ein Baum, der in den Wurzeln seiner Lebenskraft vom Blitzstrahl getroffen wurde. Daneben die anderen, die das schwere Geschick erstarren ließ zu einer steinernen, unnatürlichen Ruhe. Automatenhaft gehen ihre Schritte, automatenhaft legt die Hand den frischen Kranz auf den Hügel, auf dem vielleicht noch die Blumen und Kränze des Begräbnisses welken. Ausdrucks- und verständnislos schweift der Blick über die Stätte, über den stillen Hügel, unter dem der Inhalt ihres Lebens liegt. Die steinerne Ruhe ist immer die schlimmste Wirkung, die der Tod eines geliebten Menschen auslösen kann, sie ist meist der Beweis dafür, daß dieser Schlag nie überwunden wird oder daß Jahre liebevollster Fürsorge notwendig sind, um den Menschen über den natürlichen Schmerz der Heilung zuzuführen.

Und andere gehen dahin, in deren Schreiten Schmerz und doch stille Größe liegt. In ihren Zügen prägt sich der Wille aus, mit diesem Schweren fertig zu werden, über das Schicksal hinauszuwachsen. Nicht leicht ist dieses Ziel zu erreichen, und oft will Verzweiflung das Wollen vernichten. Aber wir sehen es an der Haltung dieser Frauen, daß sie ihres Schmerzes Herr werden, wir sehen es an dem stillen und doch kraftvollen Blick ihrer Augen, daß sie nicht vergessen, aber überwinden werden.

Viel Leid ruft dieser Tag wach, viel Kummer und Tränen sind die Begleiter der Frauen, die um den Lebensgefährten Trauer tragen. Wir wanderten zusammen — nun bin ich allein. Ich kann dir nicht mehr klagen, wie schwer ich trage an meinem Leid, denn es geht um dich, um dich! Die Jahre, die wir nebeneinander und miteinander gingen, sie scheinen heute so kurz — war es nicht erst neulich, daß ich dir die Hand fürs Leben reichte? Eine kurze Spanne Zeit, und doch so inhaltreich, inhaltvoll gerade durch das Miteinander, Füreinander! Nun bin ich allein . . .

Und viele sind da, die nicht hingehen können zu einem geliebten und umsorgten Grabe, deren Gedanken nur hinfliegen zu den weiten Feldern, auf denen Millionen von Kreuzen stehen. Eines nur dieser Kreuze gehört mir, zu dem einen schreitet meine Seele voll Trauer. Aber sie alle, alle, die schlichten Kreuze, umfaßt mein Schmerz in stillem Gedenken . . .

Mutter Marthes Totenfeier.

Mutter Marthe, an deinem kleinen, niedrigen Häuschen kann ich noch heute nicht vorübergehen, ohne an dich, du liebe Alte, zurück zu denken. Wie oft sind wir Kinder nach diesem kleinen Häuschen gegangen — nein gelaufen, gerannt. Nicht schnell genug konnten wir es erreichen, bei dir sein. Immer hattest du Zeit für unsere kindlichen Schmerzen. Mit verstörten Gesichtern kamen wir an, glücklich lächelnd verließen wir dich. Nicht ein einziges Mal hast du uns unverrichteter Sache fortgeschickt. Wo nahmst du nur alle Zeit her; denn Arbeit hattest du doch übergenug. Elf Kinder, die alle versorgt sein wollten. Und doch, kamen wir, dann leuchteten deine schönen braunen Augen uns wie Sterne entgegen. — — —

Und dann, als ich nach Jahren wiederkam. — — — Alles fand ich verändert. Alles? Nein, Mutter Marthe war dieselbe geblieben. Wohl war ihr Haar gebleicht, aber nicht Zeit, nicht Leid konnten ihr etwas anhaben. Wie eine Heldin hat sie getragen, was das Schicksal ihr gebracht hat. Nie hat ein Mensch sie klagen gehört. Und doch, wie bitter muß es sie getroffen haben. Vier Söhne ruhten in Frankreichs Erde. Sieben andere Kinder raffte die tückische Krankheit hintereinander hinweg. Ihr guter Mann überlebte dies nicht lange; auch ihn trug sie hinaus auf den schönen grünen Friedhof zur ewigen Ruhe. Nun war sie allein. Wie schön war sie noch heute mit ihren 89 Jahren. Freilich hatte das schwere Leid Falten in ihr Gesicht gegraben, aber ihre schönen braunen Augen blickten noch heute, wie vor vielen, vielen Jahren, unter dem schwarzen Spitzenhäubchen hervor, das sie an Stelle des weißen mit der wunderschönen lila Seidenschleife, die stets unsere kindliche Bewunderung hervorgerufen hatte, trug.

Es war November, und der Totensonntag näherte sich. Da kamen mir so allerlei Gerüchte zu Ohren. Wir saßen gerade mit einer Handarbeit im warmen Zimmer, da stürzte ein junges Ding lachend zu uns: „Denkt euch nur, nun ist die alte Marthe ganz und gar verrückt geworden. In diesem Jahr will sie gar zwölf Kerzen anzünden!“ Erstaunt blickte ich von meiner Arbeit auf. „Ach, meinte meine Freundin, ich vergaß, dir es zu erzählen. Jeden Totensonntag brennt an Mutter Marthes Fenster ein Lichtlein. Zu keinem Menschen spricht sie darüber. Einmal wollten die Kinder wissen, was es zu bedeuten habe. Da fing sie an zu erzählen, wie ihre Toten zu ihr kommen; aber als ein lustiges Ding darüber lachte und erklärte, „die Toten können ja gar nicht kommen“, da wurde sie sehr böse und hat alle weggeschickt. Kein Mensch hat je wieder etwas darüber von ihr erfahren.

Mir wurde ganz eigen zu Mute. Wo blieb da der gerechte Ausgleich des Lebens? Uns allen hatte sie immer Verständnis entgegengebracht. Und nun, da sie vielleicht eine mitfühlende Seele brauchte, stand sie allein, ganz allein. Verlacht wurde sie noch. Mußte sie nicht glauben, sie habe all ihre Güte an Unwürdige gegeben? Mein Entschluß stand fest. Ich wollte versuchen, auszugleichen, ein klein wenig wenigstens. Am Sonnabend vor dem Totenfest ging ich zu ihr. „Komm, Mutter Marthe, wir wollen gemeinsam unsere Gräber schmücken. Hab' ja auch all' meine Lieben da“. „Mit mir willst gehen?“ Ein großer Blick aus ihren braunen Augen traf mich. „Hast denn Zeit für mich?“ Ungläubig sah sie mich an. „Aber, Mutter Marthe, den ganzen Tag, wenn du willst! Sacht hatte ich meinen Arm um ihren Hals gelegt und schaute ihr innig in die Augen. „Hast doch immer Zeit gehabt für unsre Nöte, gelt?“ „Ja, ja“, nickte sie. Da nahm ich mir ein Herz und sprach: „Möchte so gern ein bissel über unsere lieben Toten mit dir reden, die andern haben ja kein Verständnis dafür.“ „Hast's auch scho merkt? Dummköpfe sind's, net rede' kann ma mit ihne'.“ Ganz böse sah sie aus. „Gelt, nun gehen wir! Nacha da kummst z'rücka und dann vertällen wa uns.“ Ein glückliches Lächeln huschte über ihr altes Gesicht. Ich wußte, ich hatte gesiegt und würde ihre Geschichte erfahren.

Als wir dann zurückkamen dunkelte es bereits. Sie schob mich in ihr Stübchen. Sie selbst war noch einmal hinausgegangen. Nach einem Weilchen kam sie, hielt ein Päckchen in der Hand und sah so glücklich aus, wie ich sie nie gesehen.

Und dann zog sie mich zu sich, und als ob sie gar keine Zeit mehr hätte, fing sie schnell an zu erzählen. Und ich hörte eine Geschichte, die mir tief zu Herzen ging.

Wie sie alle ihre Lieben verloren hatte, wie sie fast verzweifeln wollte. Wie dann am ersten Totensonntag sich die Türe öffnete und ihr lieber Alter zu ihr kam und sie bat, ein Lichtlein an das Fenster zu stellen, damit auch die Kinder den Weg zu ihr fänden. Damit ich auch alles recht verstände, sprach sie hochdeutsch. „In jedem Jahr hab' ich's nun so gehalten, und immer ein Lichtchen angebrannt, und dann waren sie alle da. Mit einem jeden konnt' ich Zwiesprach' halten. Und wenns Kerzlein niedergebrannt war, nu da gingen sie halt wieder, und meine schönste Feier im Jahr war zu End'. Und in jedem Jahr komm'n sie wieder“.

Und nun wurde mir doch etwas gruselig zu Mute, denn ihre Augen hatten einen so seltsamen Glanz bekommen; die alte Uhr schnarrte und aus der Ofenbank sangen die Heimchen dazu. Geheimnisvoll sah sie mich an und flüsterte: „Weißt, wie sie nu 's letzte Mal da waren, da haben sie mir versprochen, mich's nächste Mal mitzunehmen. Und ich weiß, morgen kommen sie und holen mich, sie halten 's Wort. Und zwölf Lichtlein soll ich anzünden, und wenn die 'nuntergebrannt sind, dann gehen wir alle. Siehst, dafür hab' ich hier die Lichtlein g'holt." Dabei deutete sie auf das kleine Päckchen, das sie mitgebracht hatte. „Aber 's ist spät 'worden, geh' nur heim". Ich fühlte, sie wartete auf ein Wort von mir. Da ergriff ich ihre Hand, streichelte sie und sprach: „Hab' schönen Dank, ich glaube es schon. Und wenn du morgen deine Feier gehalten hast, dann komm' ich wieder zu dir und du erzählst mir, was sie gesagt haben". Ich hörte noch ihre Antwort: „Komm nur, komm, mich findst' nimma". Noch einmal strahlten mich ihre lieben Augen an, dann war ich hinaus.

Den ganzen Sonntag über war ich in Gedanken bei ihr. Zum Friedhof kam sie nicht; aber als sich die Dämmerung leise hinab senkte, da flammten an ihrem Fenster die zwölf Lichter auf. Als ich nach einem kurzen Weilchen wieder zu ihrem Fenster blickte, war alles dunkel. Sonderbar, noch konnten sie nicht ausgebrannt sein. Eine seltene Unruhe ergriff mich. Rasch holte ich einige Nachbarn und ging mit ihnen zu ihr. Leise klopften wir, erhielten aber keine Antwort. Als wir behutsam die Türe öffneten, sahen wir Mutter Marthe im Lehnstuhl am Fenster. Die Hände gefaltet, ein glückliches Lächeln auf dem alten Gesichtchen. Heute war es aber nicht runzelig, der Tod hatte alles geglättet. Das alte Gesangbuch war hinabgeglitten. So war sie mitten in ihrer schönsten Feier hinübergeschlummert. Hatte ihr letzter Atemzug die Lichtlein verlöscht? Nein, hatte sie mir nicht gesagt: „morgen löscht jedes sein Lichtchen allein?" Waren sie wirklich bei ihr gewesen und hatten es getan? Oder war es irgend ein Luftzug, der sie ausgeblasen hatte. Wer kann es ergründen?

Gertrud Klawonn.

Mandus Frizens erste Reise

Roman von **Ewald Gerhard Seeliger.**

(18. Fortsetzung.)

„Sei nicht so wehleidig, Junge!" fuhr Greggers fort und lächelte schmerzlich. „Es lohnt sich nicht. Daß einer sterben muß, darüber braucht ein vernünftiger Mensch nicht zu heulen, es läßt sich ja doch nichts daran ändern. Es muß geschieden sein! Um diesen Kurs kommt keiner herum. Die Welt ist nun mal so eingerichtet."

Mandus nickte erschüttert.

„Wenn aber die Frau keine Träne für mich übrig hat," sprach Greggers weiter, „dann sollst du das Geld haben. Wenig ist es nicht, das kannst du mir schon glauben! Dreißig Jahre hab' ich darauf gespart. Und für das Geld kaufst du dir ein Schiff, wenn du erst Kapitän bist. Und das Schiff taufst du auf meinen Namen."

Mandus brachte kein Wort über die Lippen, und das dünne Büchlein mit den Zahlen und den Zinsen hing ihm plötzlich wie eine Zentnerlast in der Tasche.

„Ach nein!" lächelte Greggers. „Das ist dummes Zeug. Du brauchst kein Geld. Du wirst deinen Weg schon machen, denn du hast den nötigen Murr in den Knochen und im Kopf. Gib ihr also das Sparkassenbuch auf jeden Fall. Sie hat acht lebendige Kinder. Und sie soll für fremde Leute nicht mehr schrubben und feudeln. Das ist mein letzter Wille."

Nun hub draußen wieder Andres Ochwatts taktmäßiger Gesang an, und Greggers tat die Augen zu.

Als Jonni am nächsten Morgen ins Logis trat, gab Greggers keine Antwort mehr. Er war in der Nacht ganz still und mit abgeblendeten Lichtern auf Nimmerwiedersehen davongekreuzt, um die allerletzte Verklarung abzulegen.

Entblößten Hauptes ging Jonni hinaus und ließ die Flagge halbstock setzen. Die Arbeit ruhte, und kein lautes Wort wurde gesprochen. Die beiden Steuerleute stellten das Ableben des Bootsmanns fest. Jakob nähte die Leiche in ein neues Stück Bramtuch und legte untenhin das abgeschäkelte Ende der gebrochenen Ankerkette.

Als die Sonne auf der Krimm lag, ließ Jonni den Großtop back brassen, nahm die Höhe und die Breite auf, nahm die Mütze ab und trat an die Laufplanke, auf der die Leiche fertig zum Hinuntergleiten lag. Alle standen sie in der Runde herum, auch der Koch, der seine Schürze abgezogen hatte, und Cornelius von Holten, der die Wache hatte und als letzter vom Achterdeck kam. Tetje dagegen blieb am Ruder und klemmte seine Mütze unter den linken Oberarm.

„Angefaßt!" befahl Jonni mit gedämpfter Stimme.

Alle Mann griffen an die Planke.

„Hoch!" kommandierte er weiter.

Das Fußende schob sich langsam über Steuerbord.

„Der Junge sagt das Vaterunser auf!" gebot Jonni.

Wiederum stieg Mandus der würgende Ball in der Kehle empor. Aber er riß sich zusammen, bezwang den Störenfried und sagte das Gebet stockungs- und fehlerlos herunter.

„Amen!" wiederholte Jonni.

Dann senkte sich die Planke nach außenbord, und Greggers Mohrt, der Bootsmann, glitt aufrecht in seine ewige Heimat hinab!

Jonni verschwand und ließ sich vorerst nicht blicken. Wind und Strömung blieben weiterhin günstig, das Großsegel war beigesetzt, die Reulrahe ausgewechselt, und so konnte er sich wieder seinen Bordgrillen und dem Genever widmen, mit dem er sie zu vertreiben gewohnt war.

An der Back wollte sich der alte, unbefangene Ton nicht sogleich wieder einstellen. Immer wieder streiften die Blicke der Zurückgebliebenen die leere Koje.

Auf Greggers Kiste setzte sich keiner. Am dritten Tage wurde sie auf Jonnis Befehl in die Segelkammer getragen und der Vorfall zum Zwecke der Verklarung im Journal vermerkt. An Greggers Stelle wurde Tetje zum Bootsmann ernannt, und keiner mißgönnte es ihm.

Bordlatein.

Am nächsten Sonntag spielten sie alle im warmen Sonnenschein auf dem Großluk Karten: zuerst Meine Tante, deine Tante, dann Das große Los oder Polnische Bank und zuletzt das im lieben Vaterland polizeilich verpönte Kümmelblättchen. Sogar Mandus und der Koch machten mit. Wer einen Hauptgewinn einheimste, mußte einen Groschen in die Pinke zahlen. Das war eine leere Konservendose, die in der Mitte stand.

Als der Koch zum Abendessen rief, schüttelte Tetje die Pinke um und zählte den Inhalt.

„Achtzehn Mark und sechzig Pfennige!" rief er und warf das Geld wieder hinein. „Nach dem Essen spielen wir um die Pinke."

Damit waren alle einverstanden. Aber nachdem sie sich gesättigt hatten, war die Spiellust vergangen.

„Erzählen wir uns was!" schlug Tetje vor. „Wer das beste Garn abwickelt, der kriegt die Pinke. Mir fällt nichts ein, ich bin Preisrichter."

„Oho!" begehrte Kuno auf. „Das ist gegen die Geschäftsordnung. Erst abstimmen!"

„Ach, dummes Zeug!" rief Tetje. „Ich bin nicht für den Parlamentarismus. Das ist bloß Sand in die Augen."

„Du hast wohl Angst, daß du nicht gewählt wirst?" stichelte Kuno.

„Nein," lachte Tetje, „ich hab' nur Angst, daß du gewählt werden könntest. Und dann darfst du dich doch anständigerweise an dem Preisausschreiben nicht beteiligen."

„Ich bin für Tetje!" schrie Kuno und hob die Hand.

Alle lachten.

„Einstimmig gewählt!" stellte Tetje fest und schüttelte die Pinke wie eine Klöterbüchs. „Wer fängt an?"

„Darf es auch eine Lügengeschichte sein?" fragte Kuno hitzig.

„Warum denn nicht?" antworteten sie durcheinander. „Geschichte ist Geschichte. Bloß langweilig darf sie nicht sein. Wer langweilig ist, der wird an die Luft gesetzt!"

„Na, dann will ich mal anfangen," ermannte sich Kuno „und meinen fünften Schiffbruch zum besten geben."

Tetje räusperte sich und steckte eine richtige Preisrichtermiene auf. Die andern grinsten und spitzten die Ohren.

„Wir segeln also glücklich mit unserm Albatros von Gorontalo los und kommen unter die Molukken. Alle Segel beigesetzt, kriegen wir so einen bannig steifen Taifun, Windstärke siebzehn bis zwanzig. Wir machen gut unsere dreißig Meilen Fahrt. Da schlägt uns die See das Ruder glatt weg.

Der Kapitän war ein furchtbar dummer Kerl.

„Herrschaften, Herrschaften!“ schreit er. „Jetzt holt uns der Düwel.“

„Es gibt keinen Düwel!“ brüll' ich ihn an.

„Kannst du das auf deinen Eid nehmen?“ wimmert er.

„Da kannst up speen!“ sprach ich und hob zwei Finger. „Wo ich doch eingeschriebenes Mitglied des Hamburger Freidenkervereins bin.“

„Donnerschlag!“ lachte Tetje und hieb mit der Faust auf die Back, daß die Pinke einen Sprung machte und ganz ängstlich klimperte. „Das trau ich auch dem Düwel zu!“

Aber Kuno war nun einmal in großer Fahrt und ließ sich nicht aus dem Kurs brngen.

„Der Kapitän kiekt mich groß an,“ fuhr er fort und schlug sich auf die Brust. „Ja, kiek du man,“ sag' ich zu ihm. „Wenn du auch auf Schule gegangen bist, gelernt hast du nicht viel. Und was du gelernt hast, das hast du wieder vergessen. Ich will dir wohl weisen, wie man das Schiff ohne Ruder auf dem Kurse hält.“ „Wie willst du denn das machen?“ „Das wirst du gleich sehen. Aber erst muß ich das Kommando haben.“ „Hier hast du es!“ Da hatte ich es. Nun war ich Albatros-Kapitän. „Alle Mann an den Besanbaum!“ kommandierte ich. Eins, zwei, drei sind alle da. Der Alte faßt mit an. „Jetzt paßt auf!“ instruier' ich sie. „Giert das Schiff nach Steuerbord, schmeißt ihr den Baum steuerbord, giert das Schiff nach Backbord, schmeißt ihr ihn backbord.“ „Mein Gott!“ schreit der Alte und tippt sich an die Stirn. „Auf die einfachsten Sachen kommt man immer zu allerletzt.“

„Junge, Junge, kannst du lügen!“ stammelte Karsten, und seine Haare sträubten sich voll Bewunderung nach allen Strichen der Windrose.

„Na, kurz und gut,“ prahlte Kuno weiter. „Der Kapitän fiel mir dann um den Hals und schrie: „Kuno, du hast das Schiff und die Ladung und uns alle vom sicheren Untergang gerettet. Du mußt mit mir eine Buddel trinken!“ Und das konnte ich ihm doch nicht gut abschlagen. Aber aus der einen Buddel wurden sieben. Feinster Jamaikarum. Und als wir wieder an Deck sind, ist der Taifun vorbei. Da wollte ich dem Kapitän das Kommando zurückgeben. Aber er wollte es nicht nehmen und schrie immerfort: „Kuno, um alles in der Welt, tu mir den einzigen Gefallen und behalt es.“ „Nicht zu machen!“ Da fiel er vor mir auf die Knie. Aber ich blieb unerbittlich. Da könnte ja jeder kommen und mir seine Arbeit aufhalsen. „Du bleibst an Deck“, sag' ich zu ihm, „und ich geh' zur Koje. Wenn wieder dicke Luft ist, kannst du mich ja wecken.“ Und richtig! Ich bin eben eingeschlafen, da steht der Kapitän vor mir und zittert am ganzen Körper. „Was ist denn schon wieder los?“ frag' ich ihn. „Ach, mein lieber, herzensguter Kuno“, bibbert er mich an. „Leewärts gerade auf unserm Kurs kommt eine Insel auf.“ „Fahr' ihr doch aus dem Wege.“ „Ich hab' doch kein Ruder.“ „Ha!“ lach' ich ihn aus, „Kopf, Genie und Ellenbogen! Mit dem Ruder zu schippern, das ist kein Kunststück. Aber ohne Ruder, nur mit dem Besanbaum, da zeigt sich erst, wer den richtigen Seemannsverstand hat. Du bist wirklich genau so dumm, wie du lang bist. Laß das Schiff nach Steuerbord gieren und schmeiß den Baum backbord.“ Er nimmt die Beine in die Hand, und ich dreh' mich auf die andere Seite. Nach einer Weile spür' ich, wie der Albatros mit seinem Achterteil ganz sachte über einen Felsen wegrutscht. Das war die Insel. So kamen wir bei all den gottsverdammigten Molukken vorbei in den Indischen Ozean. Da bläst uns auf einmal so ein banniger Südwestmonsun platt back ins Laken. „Kuno!“ winselt der Kapitän. „Wir müssen einen Nothafen anlaufen.“ „Halt bloß den Sabbel!“ sag' ich zu ihm. „Du mit deinem Nothafen! Ich setz' dich ab! Ich degradier' dich. Du bist jetzt Schiffsjunge und mußt wieder von vorn anfangen.“ Nun war ich erst richtiger Kapitän an Bord. Das feinste Essen muß mir der Koch aufbacken. Der neue Schiffsjunge braut mir immer einen Grog nach dem andern, und die beiden Steuerleute putzen mir die Stiefel. Bloß, damit ich ihnen nicht den Sextanten vor die Füße schmeiße. Und ich tu' ihnen auch den Gefallen und bleib' auf dem Posten und bring' den Albatros glücklich bis zum Kap der Guten Hoffnung. Es war ein banniges Stück Arbeit. In Kapstadt laß ich dem Albatros ein neues Ruder einsetzen, um endlich meine Ruhe zu haben.“

„Das versteht sich!“ nickte Jan sachverständig. „Man kann doch nicht immerzu mit dem Besanbaum kreuzen und ohne Ruder bei dem Winde liegen.“

„Wir kommen auch glücklich über die Linie. Aber kaum sind wir auf der Höhe von Mogador, da kommen drei Fregatten auf uns zu und kreisen uns ein. „Das sind Marokkaner!“ sagt der Erste. „Die wollen was von uns!“ sagt der Zweite. Da fingen sie drüben an zu signalisieren. „Ist Kuno Leek aus Hamburg an Bord? Muß sofort ausgeliefert werden.“ „Ihr könnt mich sonstwo!“ laß ich zurückgeben. „Dann eröffnen wir das Bombardement!“ drohen sie fünsch. „Kuno, laß sie man schießen!“ schreit die ganze Besatzung wie aus einem Munde. „Wir geben dich nicht her! Wir lassen uns lieber in Stücke hauen!“ Das war die deutsche Treue. „Nein!“ rief ich kurz entschlossen. „Das kann ich niemals zugeben, daß meinetwegen jemand zu Schaden kommt.“

„Das ist die andere Seite von der deutschen Treue!“ bemerkte der Koch weise.

„Soll wohl sein!“ fuhr Kuno fort. „Und da ich nicht die geringste Ahnung hatte, was sie von mir wollten, ließ ich zurücksignalisieren und anfragen, was ich denn ausgefressen hätte. „Kuno Leek ist auf testamentarischen Befehl des verstorbenen Sultans zum Kaiser von Marokko gewählt worden.“ Da hatte ich den Salat! So was wird einem doch nicht alle Tage geboten. Ich entschloß mich also, diesen verstockten Heiden die Segnungen der christlichen Kultur zu vermitteln, und nahm Abschied von meinen Leuten. „Weinet nicht!“ sprach ich zu ihnen. „Wenn mir's nicht paßt, dann hau' ich ab ohne zu kündigen. Glückliche Reise und auf gesundes Wiedersehen in Hamburg!“ Dann ließ ich mich mit dem Langboot an Bord der größten Fregatte bringen. Wie ich den Fuß an Deck setze, fallen alle Marokkaner vor mir nieder und plärren:

> „Ellri, sellri, sipprisa
> Sippri sappri summ
> Akka bakka bonaknakka
> Akka bakka bumm
> Allah il Allah backschisch bismalla
> Techtelmechtel schrumm!“

Das heißt auf deutsch: Lang lebe der neue Kaiser und Sultan von Marokko und Umgegend.“

„Großartig, Kuno!“ rief Tetje. „Wenn du so weitermachst, kriegst du die Pinke.“

(Fortsetzung folgt.)



Unglück im Glück.

Eine junge Amerikanerin, Miß Nina Fild, hatte das Glück, bei einer Dubliner Renn-Lotterie eine Million Mark zu gewinnen. Sie gab ihre Stellung in Newyork auf und reiste nach Dublin, um ihren Gewinn abzuholen. Als sie das Lotterie-Bureau betrat, bemerkte sie, daß sie ihr Ticket verloren hatte. Das junge Mädchen war untröstlich, aber die Beamten hatten Mitleid und stellten ihr eine Summe zur Verfügung, von der sie ein halbes Jahr lang in Irland leben kann. Wenn sich in dieser Zeit niemand mit dem Ticket melden und Ansprüche erheben sollte, soll dem jungen Mädchen die Summe ausgezahlt werden. Sollte der Schein vorgezeigt werden, so müßte Miß Fild beweisen, daß er eigentlich ihr Eigentum ist. Dieser Beweis dürfte aber kaum durchzuführen sein. Das junge Mädchen hält sich in einem kleinen Hotel versteckt, um vor neugierigen Besuchern geschützt zu sein.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.